

Hans Warkentin

Wenn die Not am größten ...

ISBN: 978-3-911963-03-9

Warkentin, Hans:

„Wenn die Not am größten...“

2.Auflage

© 2025 Hirtenstimme e.V.

Wormser Str. 124 • 67227 Frankenthal

Hans Warkentin

**Wenn die Not am größten ...
... ist Gottes Hilfe am nächsten!**

Ein persönliches Lebenszeugnis



Vater Heinrich Warkentin mit dem ältesten Sohn Abraham

Gewidmet
unserem lieben Vater,
der schon früh von uns gehen musste.

Hans Warkentin

INHALTSVERZEICHNIS

Geleitwort	9
Vorwort	11
Dunkle Wolken der Kindheit	13
Die Schrecken des Krieges	79
Zwischen Hoffen und Bangen	135
Dem eisernen Griff entkommen . . .	217
Unter dem „Kreuz des Südens“ . . .	235
Nachtrag	311

GELEITWORT

Wir haben eine persönliche Lebensgeschichte vor uns. Aber es ist mehr als das. Wir haben vor uns ein Stück selbst erlebten Kriegsgeschehens. Aber es ist mehr als das. Vor uns haben wir einen Bericht einer geistlichen Pilgerfahrt des Autors. Aber es ist auch mehr als das. Für mich war es eine Lektüre, die ich mit tiefer innerer Teilnahme gelesen habe – oft mit Tränen des Mitleids, aber nicht selten auch mit Tränen des Lachens.

Die Monografie gibt einen kurzen Einblick über die Ansiedlung von Bauern und Handwerkern in Südrussland. Sie kamen vorwiegend von Danzig auf Einladung der russischen Regierung und versuchten, im Umfeld des Flusses Molotschnaja eine neue Existenz aufzubauen. Im weiteren Verlauf der Darstellung beschränkt sich der Verfasser hauptsächlich auf das Ergehen seiner Vorfahren – der Familien Warkentin und Thiessen (typisch mennonitische Namen) – wobei aber immer wieder zunächst auf die umliegende Ansiedlung und später auch auf andere Einzelpersonen und Völker und auf das Weltgeschehen bis in die Gegenwart Bezug genommen wird. Auf diese Weise wird der Leser Zeuge des frohen und leidvollen Weges der Familie Warkentin. Dazu gehören: das tragische Ende des Zarenreiches, die blutige Gewaltherrschaft des neuen atheistischen Staates, der Zweite Weltkrieg, die Flucht nach dem Westen, die Trennung der Familie, die dann teils (der Schreiber) in Uruguay (Südamerika) und teils unter menschenunwürdigen Verhältnissen wieder in der Sowjetunion landet. Der Abschluss der Odyssee kommt einem Wunder Gottes gleich, als sich die Überlebenden nach ca. dreißig Jahren der Trennung in Bielefeld wiedersehen.

Der Verfasser hat viele tiefe, unerklärliche Enttäuschungen erlebt – die Sowjets haben ihm Vater und zwei Brüder genommen und eine Schwester wurde in Polen erschossen. In den Kampfhandlungen während eines Fronteinsatzurlaubs kam er mit seiner Mutter und den anderen Geschwistern auseinander und geriet als Soldat in russische Kriegsgefangenschaft. Die Ungewissheit über ihren endgültigen Verbleib wurde ihm zu einer seelischen Last, die ihn manchmal trotz seines Vertrauens, dass Gott über ihn wachte, fast verzweifeln ließ. Zusätzlich: Als der immer noch Jüngste unter den Tausenden verlor er oft fast den Lebensmut über das unmenschlich lieblose, ungerechte Verhalten der Mitgefangenen als Vorgesetzte hinter dem Stacheldraht im Kaukasus. Zudem durfte er niemandem seine Herkunft preisgeben, um nicht verraten zu werden. Doch wenn die Not am größten, kam Gottes Hilfe aus unerwarteter menschlicher Richtung: Es war Hellmut, der viele Glaubenserfahrungen mitbrachte und eine Bibel bei sich hatte, den der Herr dem einsamen Hans zum Freund werden ließ. Ihm (Hellmut) durfte er alle seine innere Nöte anvertrauen. Mit ihm konnte er beten. Endlich erlebt der Autor die Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft und landet schließlich in der Bundesrepublik Deutschland.

Heute – die vielen Erfahrungen noch sehr klar im Gedächtnis – schreibt Warkentin nicht, um sich zu rechtfertigen noch aus Verbitterung, sondern um seinem Gott zu danken. Es lohnt sich, die Lebensgeschichte zu lesen.

VORWORT

Auf einer Studienreise in die Südukraine an die geschichtlichen Stätten der Russlandmennoniten, die wir im Juli 2001 unternahmen, war ein älterer, stiller, angenehmer Mann dabei. An verschiedenen Stellen konnte er interessante, ganz persönliche Erinnerungen erzählen. Diese Erzählungen waren schlicht, aber echt und beeindruckend. Die ganze Gruppe von neunundzwanzig Aussiedlern verschiedenen Alters gewann Hans Warkentin lieb. Es war uns schade nicht alles aus seinem bewegten Leben mitbekommen zu können.

Sein Lebensschicksal führte Hans Warkentin über drei Kontinente. Neben der plattdeutschen Muttersprache mussten auch Russisch, Spanisch und Hochdeutsch zu seinen Umgangssprachen werden. Ein deutsches Dorf in der Südukraine war seine Heimat. Armselige Jahre der sozialistischen Versklavung der Bauern und der alle Kräfte lähmenden Verhaftungen waren die Zeit seiner Kindheit. In den aufregenden Jahren der deutschen Besatzung der Ukraine und der Umsiedlung in den Wartegau erlebte er eine ganz andere Welt, als die ihm vertraute. Im Wartegau, in dem Land das den Polen genommen war, wurde der Junge zum deutschen Bürger, wurde kurzerhand zum SS-Soldat berufen und bald darauf zum Kriegsgefangenen. Seine Jugendzeit erlebte er in der Kriegsgefangenschaft in Georgien. Ihm gelang die Rückkehr in das unbekanntes Nachkriegsdeutschland. Doch hier war er überflüssig und musste in Uruguay eine neue Bauernexistenz aufbauen. Die besten Jahre des Lebens waren hier Mühe und Arbeit gewesen. Vor nun schon über fünfundsiebzig Jahren ist Deutschland doch noch zu seiner Heimat geworden.

Der innere Halt in Jesus Christus bestimmte immer mehr das Leben und die Bestrebungen des Wanderers zwischen den Welten. Sein Leben war nicht nur ein vielfältiges Erlebnis, sondern gewann auch einen ewigen Sinn.

Es lohnt sich, einiges mit dem Autor mitzuerleben und mitzudenken. Bestimmt wird dabei jeder Leser einiges im eigenen Leben neu bedenken und neu sehen lernen. Das könnte der Sinn des Einblicks in das Leben von Hans Warkentin sein.

Gott segne dazu dies Buch!

Viktor Fast
Frankenthal • März 2004

WENN DIE NOT AM GRÖSSTEN ...

DIE SCHRECKEN DES KRIEGES

» Das Militär ging in Stellung. Links im Wald hörte man Granateneinschläge und die Luft war geladen, als würde bald alles aufblitzen. Ein Rauschen ging durch den Wald. Bäume knackten wie Streichhölzer um. Dann erreichten die Panzer die Straße... «

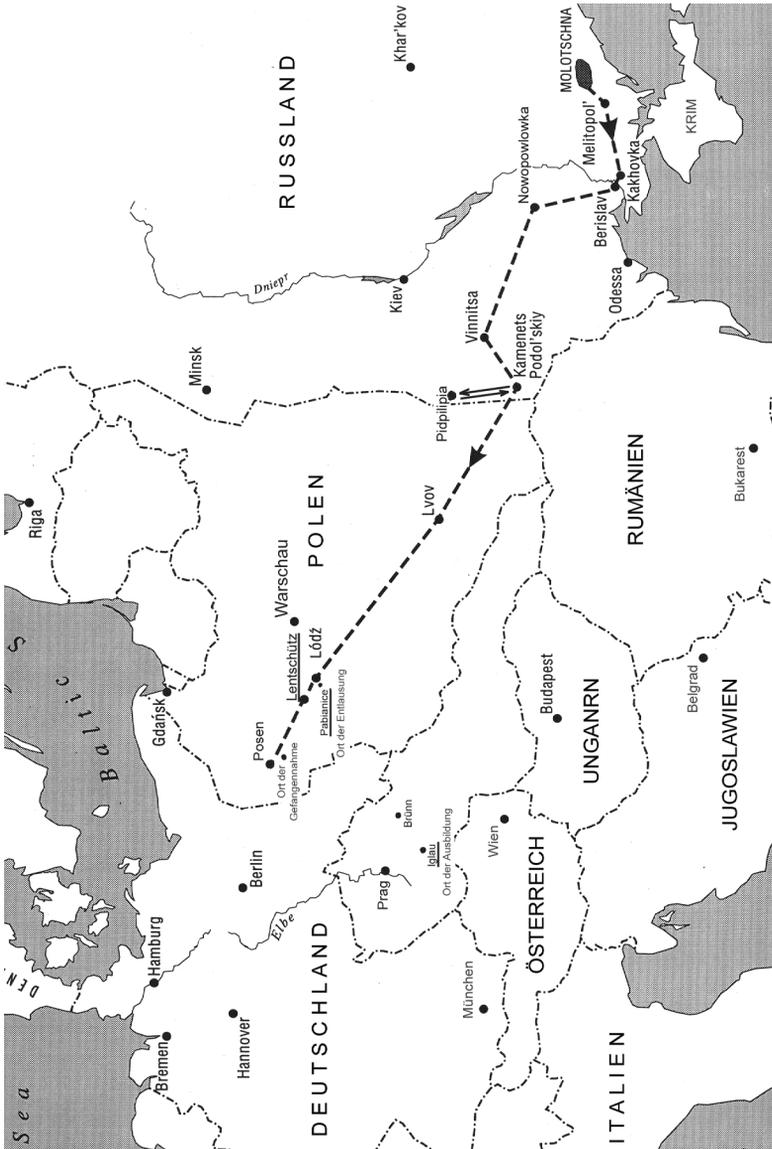


ENDLICH EIN AUFATMEN

Anfang März sollte es weitergehen. Zuerst wurden die Frauen und Kinder nach Kamenez-Podolsk zum Bahnhof gebracht. Sie wurden gleich in Waggons verladen und kamen noch am selben Tag weg. Nachher kamen dann die Männer mit den Pferden und Wagen, die auch mit der Bahn weiter transportiert werden sollten. Alles sollte mitgehen. Die älteren Männer hatten die Idee, dass wir später noch einmal mit unseren Pferden ackern würden.

Als wir zum Bahnhof kamen, sah dieser schon sehr verlassen aus. Keiner wusste Bescheid. Das deutsche Militär war zum größten Teil schon abgezogen. Der Bahnhofsvorsteher wusste auch nicht, ob man noch mit dem Zug durchkommen würde. Es war praktisch ein Chaos. Überall stand herrenloses Gerät herum. Auch Lebensmittel, Fässer mit Marmelade, Berge von Brot hatte man einfach dorthin gekippt. Es stand wohl eine Reihe leerer Waggons da, aber sie hatten nur Seitenwände ohne Dächer. Auch eine Lokomotive war noch da. Es war also nicht ganz aussichtslos.

Endlich hieß es, wir sollten die Pferde und Wagen verladen. Dann stellten wir an jedem Ende des Waggons einen Kasten quer, so dass auf jeder Seite fünf Pferde hinpassten. Die Kästen wurden mit Hafer gefüllt. In der Mitte des Waggons hatten wir aus einem längeren Wagenteil eine Überdachung gebaut. Darauf kamen die Wagenräder und andere Teile. Wir schichteten auch Brot wie Ziegelsteine darauf. Es war gefroren und wir wussten nie, wann wir es wieder vermischen würden. So rollten wir auch etliche Fässer Marmelade in den Waggon. Es dauerte nicht lange, da waren wir reisefertig. Nur das Wichtigste war nicht sicher: Würden wir überhaupt wegkommen? Längere Zeit hatte sich auf der Schiene nichts getan, weil die Partisanen sie gesprengt hatten. Würde man es noch wegen uns riskieren und die Schienen reparieren? Es war eine spannende Zeit, ungewisses Warten. Endlich legte die Lok zaghaft los. Stellenweise sehr langsam,



Der Fluchtweg von Molotschna bis zum Warthegau

da die defekten Stellen nur sehr provisorisch ausgebessert waren. Endlich hieß es, dass wir aus der Gefahrenzone raus seien. Das gab ein Aufatmen. Alles lief anders, denn es war ein Ausnahmezustand.

Der Zug war doch ziemlich lang, und als er in eine Biegung fuhr, sah man, dass sich die hinteren Waggons selbstständig gemacht hatten. Sie kamen wohl hinterher, aber der Abstand wurde immer größer. Da musste die Lok die Geschwindigkeit drosseln, die Waggons mussten aufgefangen und ordnungsgemäß wieder angekoppelt werden.

Wir Jungs hatten unseren Spaß, wenn wir bei der Fahrt von Waggon zu Waggon kletterten oder auf den Puffern saßen. Oft kamen „blinde“ Passagiere mit, die in Polen einfach so umherreisten. Auch hatten wir ein Pferd, das gerne Marmelade mochte. Wenn wir nicht aufpassten, dann zwängte es sich durch, schob den Deckel vom Fass und tat sich götlich.

Nach etwa einer Woche Fahrt, Warten und Rangieren kamen wir endlich in Pabianice bei Lodz, damals Litzmannstadt, an. Hier wurden wir entlastet und konnten endlich mal ordentlich duschen. Die Aufnahme war sehr freundlich und für uns überwältigend. Wir bekamen Brötchen zum heißen Kaffee, mit - sage und schreibe! - Butter und Marmelade drauf. Das war des Guten fast zu viel. So etwas hatten wir in den besten Zeiten nicht gehabt! Alles war hier so viel ordentlicher. Alle hatten im Verhältnis zu uns gute Kleider an und Schuhe an den Füßen. Wir staunten immer wieder, wie viel besser es hier war, und in Deutschland sollte es noch besser werden...

Dann kamen wir nach Lentschütz. Hier erfuhren wir auch bald, dass wir uns um unsere Pferde und das Gerät nicht mehr zu kümmern brauchten. Eine große Erleichterung für uns. Aber wo würden wir unsere Angehörigen treffen? Auch dieses Problem wurde sehr bald gelöst. Schon am nächsten Morgen tauchte Jakob wieder auf und wusste, wo die meisten untergebracht worden waren. Wir mussten hier noch einige Tage bleiben, bis gewisse Formalitäten erledigt waren. Zum Mittagessen mussten wir dann von einer Großküche

einen großen Topf voll Suppe holen. Sie schmeckte uns vortrefflich. Es war Brotsuppe und zwar von dem Brot, das wir auf unseren Wagentächern mitgebracht hatten.

Natürlich hieß es dann, dass die Jungs das Essen holen sollten. Ich weiß nicht mehr, was ich an den Füßen hatte, aber als der Koch mich sah, sagte er gleich:

„Hast du keine Schuhe? Komm morgen wieder, ich bringe dir welche mit.“

Am nächsten Tag bekam ich dann „neue Schuhe“. Die wären wirklich etwas für das Museum gewesen. Das Obermaterial war eigentlich nicht mehr zu erkennen, so oft war der Schuster dran gewesen. Aber die Schuhe hatten noch Sohlen und Schnürsenkel. So war ich trotzdem sehr dankbar, denn ich hatte Schuhe an den Füßen, als es im hohen Schnee „nach Hause“ ging.

Aber auch diese Schuhe können nicht lange gehalten haben, denn im Sommer lief ich wieder barfuß und schämte mich, wenn die Soldaten dann in ihren schönen Uniformen und blitzblanken Schuhen oder Stiefeln daher kamen. Wenn sich um solche die Mädchen scharten, war es ja kein Wunder. Aber es war wohl auch kein Wunder, dass wir die jungen Soldaten beneideten, die nur etwas älter als wir waren. Dann konnten wir es kaum abwarten, bis wir auch so weit wären. Welche Unnüchternheit, aber so sind nun mal Jungs! Sie tun oft Dinge, die ihrem späteren Leben viel Schaden zufügen.

DIE GRÖSSE ZÄHLT!

Uns wies man ein kleines Häuschen zu, das im Dörfchen Kosin einer polnischen Witwe und ihrer zwanzigjährigen Tochter gehörte. Es ähnelte mehr einem Kaninchenstall als einem Haus. Wir hatten keine Ahnung, wie man hier mit den Polen umging. Sie wurden einfach aus ihren Häusern vertrieben oder mussten bei dem deutschen

Bauern auf dem eigenen Hof als Knecht arbeiten. Die Deutschen hier kamen aus Bessarabien oder Ostpolen und waren vor etlichen Jahren hierher umgesiedelt. Hier übernahmen sie die polnischen Bauernhöfe und spielten sich als große Herren auf. Die Mutter aus unserem Haus war zu Verwandten gezogen, und ihre Tochter musste im Nachbardorf beim deutschen Bauern als Magd dienen. Das erfuhren wir aber erst später. Sie wurde bei jeder Gelegenheit geschlagen, zur Nacht in den Keller gesperrt und auf verschiedene Art schikaniert. Wir konnten vieles nicht verstehen. Besonders Mutter war es gegen die Natur, wenn sie merkte, dass die Polen benachteiligt wurden. Waren wir es doch gewohnt, dass wir die Geschundenen waren, und nun sollten wir andere schinden? Für uns unerträglich.

Als es warm wurde, wurden wir, das heißt ich, aufgefordert zur Arbeit zu gehen. Ich war gerade sechzehn Jahre alt geworden. Nun war ich wirklich groß. Da musste ich ja auch mit dem Rauchen anfangen. Noch auf dem Bahnhof in Kamenez-Podolsk lagen viele Ballen mit Tabakblättern. Da hatten wir uns auch welche mitgenommen. Jetzt würden wir auch Männer sein. Wenn wir Jungs, alle sechzehnjährig, bei der Arbeit eine Pause machten, dann machten wir es wie Männer: wir rauchten.

Bei mir machte Gott aber einen Strich durch die Rechnung und ich habe ihm schon oft gedankt, dass es so kam, obwohl es eine schwere Zeit für mich war. Nach einer Woche bekam ich eine schwere Rippenfellentzündung. Da fiel mir das Atmen auch ohne Rauch schwer genug. Das war auch das letzte Mal, dass ich den blauen Dunst einatmete. Es dauerte Wochen, bis ich mich von der Krankheit erholt hatte. Da musste ich immer wieder zum Arzt nach Lentschütz. Es waren zehn Kilometer, die ich barfuß gehen musste. Sonst war mir das ein Leichtes gewesen, aber jetzt musste ich mich oft hinsetzen und ausruhen. Obwohl es nicht so warm war, schwitzte ich, dass mir das Wasser am Körper herunterlief. Wenn ich dann kaputt und dazu noch barfuß in die Stadt kam, schämte ich mich, denn all die anderen, auch die Ärmsten, hatten Schuhe an den Füßen.

In dieser Zeit mussten wir alle, die über sechzehn Jahre waren, zur Musterung für die Waffen-SS. Da spielte die Größe die wichtigste Rolle. Wer die notwendige Größe und alle Glieder am Leibe hatte, der war gut genug als „Kanonenfutter“. Wir Jungs sahen das natürlich sehr positiv. Uns hatte man schon genug eingetrichtert, dass wir das „Großdeutsche Reich“, das heißt das deutsche Vaterland, verteidigen würden. Nun will ich nicht all die schwungvollen Reden wiederholen, die wir uns immer wieder anhören mussten. Wir waren begeistert und sahen uns schon als tapfere Soldaten mit der Brust voller Orden und wie alle uns neidisch nachsehen würden. Was aber alles mit der Wirklichkeit eines Soldaten zusammenhing, das wussten wir nicht, und das sagte man uns auch nicht. Aber wir waren blind. War es Fanatismus oder jugendlicher Leichtsinns, Abenteuerlust oder unverzeihliche Dummheit? Wahrscheinlich alles zusammen.

Im Juli 1944 wurden alle Jungs über vierzehn Jahren zum Schippeinsatz geholt. Man machte es genau wie 1941 in der Ukraine: Panzergräben wurden ausgehoben - ein aussichtsloses Unternehmen. Aber was machen Menschen nicht alles, wenn sie in Gefahr sind? Man musste etwas tun, aber alles war zwecklos. Auch alles andere, was man auf die Beine stellte.

DIE ERSTEN ERFAHRUNGEN ALS SOLDAT

Zum 14. Oktober bekam ich die Einberufung in die Waffen-SS. Was haben mich da die zurückgebliebenen Jungs beneidet! Ich hatte es geschafft! Jetzt waren alle Probleme gelöst. Ich würde eine Uniform tragen und auch ganze Schuhe. Das war doch was! Hatten wir doch immer die billigen Soldatenlieder gesungen, die den Soldaten verherrlichen, zum Beispiel: „Nur der Soldat ist ein freier Mann...“ Es ging immer darum, dass sich alles um den Soldaten drehte, dass

er der Wichtigste und Edelste in der Gesellschaft sei. Und so einer durfte ich nun werden. Ich fuhr noch für einige Tage nach Hause, denn ich war schon acht Wochen beim Schippeinsatz gewesen.

Zur Abfahrt nach Posen, wo wir uns einfinden mussten, wollte Mutter mir noch viel zum Essen mitgeben, aber ich lehnte es ab. Ich würde dort schon was bekommen. Aber nicht lange, da holte mich die Wirklichkeit ein, und die Ernüchterung kam ganz schnell. Schon unterwegs von Posen nach Iglau merkte ich, dass ich der Mutter mit der Verpflegung hätte gewähren lassen sollen. Die Ernüchterung wurde hier eingeleitet und kam dann stufenweise.



Ich, Hans Warkentin, bevor ich eingezogen wurde

In unserer Kompanie waren viele bekannte Jungs aus unseren Nachbardörfern. In Iglau angekommen wurden wir gleich eingekleidet. Zwei neue Uniformen, feldgrau und drillich, und auch sonst fehlte nichts von Kopf bis Fuß. An der Stirn der Mütze war ein großer Totenkopf, als wären wir wichtige, gefährliche Soldaten der Waffen-SS. Zur Ausbildung trugen wir den Drillichanzug. Aber als wir am zweiten Tag die ganze Zeit im Schützengraben herumstanden und nicht viel zu tun hatten, waren wir enttäuscht, denn ein Soldatenleben hatten wir uns interessanter vorgestellt.

Unser Batallion bestand fast ausschließlich aus russlanddeutschen, meist sechzehn- oder siebzehnjährigen mennonitischen Jungs. Ein kleiner Teil bestand aus Männern über vierzig. Der Krieg wütete schon im sechsten Jahr an verschiedenen Fronten im Westen, Osten oder im Süden. Da waren so manche Divisionen aufgerieben worden, das heißt die Soldaten waren gefallen, schwer verwundet oder vermisst und mussten ersetzt werden und zwar so schnell wie möglich. Wenn die Rekruten sonst ein Jahr ausgebildet wurden, so sollte es jetzt in drei Monaten bewerkstelligt werden. Oft ging es Tag und Nacht.

Der Herbst war sehr regnerisch, aber das hielt die Ausbilder nicht davon ab uns bei jedem Wetter im Gelände herumzujagen oder auf dem Bauch durch die Wasserpfützen zu schleifen. Da war wirklich keine Pfütze zu tief, durch die wir nicht durch mussten. Kamen wir dann abends in die Stadt marschiert, hieß es: „Ein Lied!“ So müde und angespannt wie wir waren, hatten wir keinen Mut zum Singen, und natürlich klappte es auch nicht. Dann kam das Kommando zum Wenden, und wir wurden außerhalb der Stadt noch mal eine Stunde „geschliffen“, das heißt wir wurden gejagt, und zwischendurch mussten wir uns immer hinlegen und aufstehen, und das möglichst auf einem holprigen Acker. Wenn es dann wieder hieß: „Ein Lied!“, sangen alle aus Leibeskräften.

In der Kaserne angekommen, gingen wir unter den Wasserhahn und wuschen den größten Dreck von den Kleidern, um dann in einigen Minuten wieder anzutreten und in die Kantine zu marschieren, die auch einige Kilometer entfernt lag. Die Verpflegung könnte man als gut bezeichnen, aber wir wurden nie satt. Bei der Lauferei den ganzen Tag lang an der frischen Luft und in dem Alter war der Magen wie ein Fass ohne Boden. Außerdem aßen wir sehr unregelmäßig. Abends wurde uns Brot, Margarine und Kunsthonig, welches zum Frühstück gedacht war, ausgehändigt. Natürlich wurde das gleich verzehrt. Morgens marschierten wir dann, ohne etwas gegessen zu haben raus. Das Mittagessen wurde aufs Feld gebracht. Oft fand

man uns nicht gleich, so dass es erst später Nachmittag wurde, bis wir zum Essen kamen. Da kann man sich vorstellen, dass wir keine Zeit fanden, die Pellkartoffeln abzuschälen. Sie wurden so verschlungen, wie sie kamen.

Es ist zum Staunen, dass wir bei der Kälte und Nässe nicht alle krank wurden. Aber wir wurden auch sehr oft geimpft. Wofür und wogegen es gut sein sollte, erfuhren wir nicht.

Einmal mussten wir zur Impfung extra vom Feld einrücken. Man piekte hier und da. Es wurden Blutgruppen festgestellt, was auch wichtig war, denn im Falle einer Verwundung musste man seine Blutgruppe kennen, falls eine Blutübertragung stattfinden sollte. Auch zwickte man uns unter den linken Arm. Erst später beim Duschen fragte einer den anderen, ob er schon gesehen hätte, dass er unterm Arm eine Tätowierung habe. Da stellten wir fest, dass jeder seine Blutgruppe eintätowiert bekommen hatte. Eigentlich keine schlechte Sache, doch es hatte spätere Folgen für uns. Dieses Zeichen hatte man nämlich nur bei der SS gemacht. Daran konnte man später immer die SS-Leute erkennen. Für mich bedeutete das, dass ich ein Jahr länger in russischer Kriegsgefangenschaft bleiben musste und später, als ich nach Kanada ausreisen wollte, wurde ich nicht zugelassen.

Wie erwähnt, wurde kaum jemand krank wegen der Kälte. Aber David Dürksen aus Gnadental war so überanstrengt, dass er am ganzen Körper zitterte. Es war einfach zu viel für ihn. Die Jungs aus seiner Stube kamen dann zu mir, weil ich ein Neues Testament bei mir hatte, und baten mich, ich solle ihm etwas daraus vorlesen und ihn trösten. Das habe ich nach meinem damaligen Verständnis auch getan. David wurde bald auf Empfehlung des Arztes entlassen.

Abends hatten wir Putz- und Flickstunde. Die Gewehre mussten gereinigt und die Kleider in Ordnung gebracht werden. Außerdem konnten wir dann Briefe schreiben. Aber es war nicht sehr lange, denn oft ging dann die Trillerpfeife, was bedeutete, dass wir in drei

Minuten draußen feldmarschmäßig antreten mussten. Dann hieß es, Waffen und Munition in der Waffenkammer abholen. Da ich zu den Größeren gehörte, bekam ich eine MG 42, ein Maschinengewehr. Das musste ich beherrschen und damit umgehen können. Ich bin Gott dankbar, dass ich es nie im Ernstfall habe gebrauchen müssen, denn es ist ein gefährliches Ding, und wahrscheinlich ist ein großer Teil der Toten im letzten Weltkrieg diesem Gewehr zuzuschreiben.

Dann ging es in die Nachtausbildung. Lange nach Mitternacht kamen wir erst zurück. Morgens ging es dann wie üblich in den Tag. Oft ertönte die Trillerpfeife nachts. Gewöhnlich machten wir dann die langen Märsche: erst dreißig, dann vierzig und zuletzt fünfzig Kilometer am Stück. Das bedeutete: schnell in die Kleider, antreten, Waffen empfangen und ab ging es querfeldein über Stock und Stein.

Einige Male in der Woche hatten wir politischen Unterricht. Der Inhalt drehte sich hauptsächlich um das große Deutsche Reich, den Führer, die neuen Waffen, die bald eingesetzt werden sollten, wie schlecht die Juden, der Kommunismus, die Engländer und Amerikaner seien. Dann wurde das Lied gesungen: „Nur gegen Russland, England, USA, dann ist alles vorbei.“ Auch als Sechzehnjährige machten wir uns einige Gedanken darüber. Wie sollte das zugehen? Sollten auf der ganzen Welt nur Deutsche als Polizisten für Ordnung sorgen? War nur die arische Rasse lebenswürdig? Was sollte mit den anderen Völkern geschehen? Man kann sich das heute gar nicht vorstellen und sich nicht genug über den Unsinn, ja Wahnsinn wundern, wie normal denkende, erwachsene Menschen an solche Schnapsideen glauben konnten.

Die Ausbildung ging dem Ende entgegen. Da mussten wir noch lernen, in stockfinsterner Nacht auf einsamen Posten zu stehen. Man brachte mich irgendwo in den Wald, wo ich zwei Stunden allein Wache halten musste. Zwei Stunden können sehr lang werden. Aber ich wusste, dass Gott mich auch hier bewachte, und ich lernte auch, dass

nicht nur ich Angst hatte, sondern auch meine Gegner. Dann gingen mir tausend Gedanken durch den Kopf. Gegen wen sollten wir eigentlich kämpfen? Dachte man an einzelne Russen, die man kannte und mit denen man befreundet war? Nein. Aber da war die Idee des gottlosen Wesens des Kommunismus, der unsere Väter umgebracht hatte. Aber wer waren sie? Ich konnte mich schlecht an den Gedanken gewöhnen, auf gute Familienväter oder Söhne zu schießen. In so einem Moment sieht man das Böse am Krieg, die ganze Unlogik. Der Hass, die Rache sind ja alles Erfindungen Satans. Durch die Soldaten- und Vaterlandslieder verliert man leicht den Blick für die Wirklichkeit. Um dieses zu verstärken, appellierte man damals an den Glauben und die Ehre des Menschen. So kommt es zu „heiligen Kriegen“, man segnet die Waffen und vieles mehr. Die deutschen Soldaten hatten auf ihren Koppelschlössern die Inschrift „Gott mit uns“. Weil aber die SS mit Gott nichts zu tun haben wollte, stand auf ihren Koppelschlössern: „Meine Ehre heißt Treue“. Man denke sich nur einmal in diese hochmütigen Worte hinein. Es geht um meine Ehre. Ich will geehrt sein, darum will ich Menschen treu sein. So schlich sich auch immer mehr Böses in unsere Herzen, ohne dass wir es merkten. Natürlich meinten wir, dass die „Großen“ alle an Gott glaubten und dass Gott auf der deutschen Seite sei.

Vor Weihnachten wurde schon viel über das Fest gesprochen und dass wir dann auch Bier zu trinken bekommen würden. Es wurde so spannend dargebracht, dass wir schon so darauf warteten wie die Kinder auf den Weihnachtsmann. Dann kam die große Ansprache zu Weihnachten von dem großen Sonnengott und der heidnischen Sonnenwende der alten Germanen. Aber nichts von der Geburt Jesu. Wir merkten kaum, wie gottlos dieses System war. Nun, mit dem Bier war es auch nicht weit her. Nur wenige tranken davon. Es war eine wehmütige Stimmung. Alle dachten an ihre lieben Angehörigen.

Dann stand uns unsere Zukunft dunkel vor Augen. Jeden Tag konnte der Einsatzbefehl kommen.